



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2017

---

## **Ranglisten von Unis zeigen nur den Schein**

Rost, Katja

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich  
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-143591>  
Newspaper Article  
Published Version

Originally published at:

Rost, Katja. Ranglisten von Unis zeigen nur den Schein. In: NZZ am Sonntag, 1 October 2017, 18.

# Ranglisten von Unis zeigen nur den Schein

Rankings von Hochschulen erfassen oft nur äusserliche Kennzahlen. Dennoch ist ihr Einfluss erstaunlich gross



Katja Rost

In den Medien war jüngst zu lesen, die Universität Zürich sei im Times Higher Education Ranking um 30 Plätze abgerutscht, während andere Schweizer Universitäten ihre Plätze hätten halten können. Ist die Universität Zürich in nur einem Jahr so schlecht geworden? Wohl kaum. Universitätsrankings messen paradoxerweise oft nicht Leistungen. Trotzdem müssen sich die Universitäten für die Resultate rechtfertigen.

Ich habe meine Laufbahn in der Beratung für New Public Management begonnen. Meine Aufgabe war die Durchführung von «Total Quality Management» (TQM) in Schulen. TQM sollte das Steuerungswissen erhöhen. Die Indikatoren zur Messung von Schulqualität waren absurd. Gemessen wurde beispielsweise die Organisation des Ablagesystems. TQM setzte sich trotzdem durch. Rankings von Universitäten folgen einem analogen Muster. Auch hier wird auf Indikatoren zurückgegriffen, um die Leistungskurve von Universitäten exakt abbilden und

vergleichen zu können. Die komplexen Tätigkeiten von Hochschulen sollen anhand weniger Daten erfasst werden. Die kommerziellen Anbieter von Rankings bewerten Hochschulen nach leicht verfügbaren Kriterien: Selbstauskünfte von Studenten und Experten, Anzahl der Nobelpreisträger, Volumen der Drittmittel, Absolventenquoten, Publikationen, Pressemeldungen.

Rankings garantieren Aufmerksamkeit: Sie befriedigen unsere komparative Neugierde und werden als Basis für politische, soziale und wirtschaftliche Entscheidungen genutzt. Viele Rankings sind dabei nicht einmal auf die Teilnahme der Prämierten angewiesen. Sie greifen auf frei verfügbare Daten zurück.

Man kann sich über Rankings amüsieren. Ignorieren kann man sie nicht. Zum einen sichern Rankings eine Wertigkeitsordnung ab und tragen durch ihre Existenz dazu bei, dass diese gesellschaftlich verankert bleibt. Die Kritiker der Rankings rekrutieren sich fast ausschliesslich aus Personen, die im Ranking Kellerplätze einnehmen. Ihnen wird natürlich schnell Neid vorgeworfen.

Zum anderen bringen Rankings eine unübersichtliche, komplexe Welt in die standardisierte Sprache der Zahlen. Leistungen von Universitäten sind von aussen nur schwer zu beurteilen. Rankings geben da einfache Antworten, wie «Die Uni Zürich rutscht um 30 Plätze ab!» (Times Higher Education Ranking 2017/18) oder aber: «Die Uni Zürich



Man kann sich über Rankings amüsieren. Ignorieren kann man sie nicht.

überholt die Uni Genf und steigt damit zur zweitbesten Uni der Schweiz auf» (Academic Ranking of World Universities 2017). Die Befunde werden selten hinterfragt. Von Zahlen erwartet man, dass diese stimmen.

Rankings bringen unbestrittene Vorteile, beispielsweise Anreize für mehr Leistung. Allerdings trainieren diese auch unsere Beurteilungsschemata. Wir verlieren die Freiheit, unabhängig vom Ranking zu handeln und richten uns an den gemessenen Indikatoren aus. Universitätsleitungen, Wissenschaftler und Politiker konzentrieren sich auf das, was gemessen wird. So quantifizieren Rankings Publikationen und Drittmittel, während Neuartigkeit und Nützlichkeit unzureichend messbar sind. Entsprechend gering ist der Anreiz für Letzteres.

Die Beteiligten scheuen sich auch nicht vor Manipulationen. Universitäten rekrutieren beispielsweise Starprofessoren, die an anderen Universitäten hauptberuflich forschen, gegen Teilzeitlohn. Die Publikationen der Stars zählen dann im Ranking. An der Universität anwesend sind die Stars aber nicht. Mit Leistung hat dies nichts zu tun. Es geht ums Gutessehen statt ums Gutsein. Solche Rankings bewirken das Gegenteil von dem, was der Gesellschaft nützt. Frei nach dem Motto «You get what you measure», man erhält, was man misst.

Katja Rost ist Soziologieprofessorin an der Universität Zürich.

## Showdown

Francesco Benini

Seit acht Monaten ist Donald Trump US-Präsident. Gemessen am Wirbel, den er verursacht, erreicht er erstaunlich wenig. Die Mauer an der Grenze zu Mexiko wird gebaut, wenn die Vorevaluation der Armierungseisen abgeschlossen ist. Wobei dies nicht geschieht, bevor die Fusselemente des Bauwerks einer eingehenden Prüfung unterzogen worden sind. Die Zuständigen führen diesen Test durch, sobald das Zweitgutachten über den Sichtbeton vorliegt. Also bald. Donald Trump ist auf alle Fälle schon so lange im Amt, dass man seinen Namen kennt. Und dessen richtige Aussprache. Die englischen Vokale sind tückisch, das stimmt; ihre Aussprache lässt sich oft nicht von der geschriebenen Sprache ableiten. Es ist aber auch hierzulande bekannt, dass das u in Trump wie ein a ausgesprochen wird - wie in sun, gun, run, pun usw. Ein Schweizer Politiker pfeift aber auf die artikulatorische Korrektheit. Christoph Blocher nennt Donald Trump konsequent Donald Trömp. Der Übervater der SVP steht damit in einer Reihe mit einem Leuchtturm der eidgenössischer Hochkultur, Peach Webers Sommerhit «Sön, fön and nossing to do». Blocher spricht meistens anerkennend über Trump - aber mit der falschen Aussprache des Namens macht er das Lob sofort zunichte. «Ich kann durchaus nachvollziehen, was er tut, der Trömp» klingt wie «Das macht er ganz ordentlich, der Höseler». Der Altbundesrat räumt ein, dass er nicht so gut Englisch gelernt habe wie seine Kinder. Was im Falle von Tochter Magdalena, die den dreamern unter den Kadermitarbeitern der Ems die seven thinking steps um die Ohren schlägt, allerdings zu überprüfen wäre.

Jemand muss Christoph Blocher kürzlich mitgeteilt haben, dass er den Namen des amerikanischen Präsidenten falsch ausspreche. Er nennt ihn nun nicht mehr Trömp. Sondern Trämp.

## Medienkritik

# Ideologischer Selbstmord

Peer Teuwsen

Jetzt ist der letzte Ideologie-Nagel eingeschlagen. Daniel Binswanger, stramm sozialdemokratisch argumentierender Kolumnist des «Magazins», wechselt zum digitalen Magazin «Republik». Damit ist endgültig klar, dass der Journalismus, den wir bald zu lesen bekommen, Schlagseite haben wird. Als ob wir nicht schon genug Medien hätten, die es sich in ihrer politischen Ecke gemütlich gemacht haben - und ihre Leserschaft mit einer ideologischen Leier in ihren Vorurteilen bestätigen.

Der Trend zu streng ideologisch positionierten Medien ist global. Was in den USA mit dem republikanisch getränkten Schreiber «Fox» angefangen hat, ist zu einer Seuche geworden. Heute rühmen sich sogar Leitmedien wie die «Washington Post» oder die «New York Times» ihres unbedingten Widerstands gegen die Administration Trump. Was von dort kommt, muss schlecht sein. Und im Internet tun die Algorithmen ohnehin ihr Möglichstes, Gleichdenkende zusammenzuführen.

Warum tun sie das? Einerseits weil Medien immer auch gesellschaftlichen Grosswetterlagen folgen. Und die Lage ist

„Ein Medium, das sich im Schützen-graben der eigenen Weltsicht einbuddelt, ist todgeweiht.“

eine so laute wie verengte. Andererseits weil sie sich davon, gerade in diesen prekären Zeiten der Strukturkrise, Umsatz erhoffen. Aber geht diese Rechnung auf? Die zwei US-Blätter wollen mit ihrem politischen Kurs Tausende von Neuabonnenten gewonnen haben. Wir können das nicht überprüfen. Wir wissen aber, dass hiesige Ideologie-Blätter wie die «Basler Zeitung» oder die «Weltwoche» überdurchschnittlich viele Leserinnen und Leser verlieren.

Interessanterweise sind jene Medien nachhaltig wirtschaftlich erfolgreich, die sich dezidiert der Meinungsvielfalt verschrieben haben. Natürlich ist die hoch profitable «Zeit» aus Hamburg tendenziell linksliberal, aber sie hat im deutschen Wahlkampf dadurch gegläntzt, dass sie die «AfD» nicht einfach verteufelt, sondern journalistisch ernsthaft behandelt hat. Und natürlich ist der erfolgreiche britische «Economist» der Marktwirtschaft und dem Wettbewerb verpflichtet; trotzdem zeigt er auch die Schattenseiten des Systems und lässt regelmässig Kritiker des Kapitalismus zu Wort kommen. Ein Medium, das sich im Schützengraben der eigenen Weltsicht einbuddelt, ist todgeweiht. Hat ein Medium aber eine Haltung, die stets offen für Irritationen ist, kann es weiterleben.

Wenn etwas die Demokratie bedroht, dann ist es die schwindende Meinungsvielfalt, welche die Medien mutwillig selber aushöhlen. Und, vielleicht noch schlimmer, sie unterfordern so ihre Leserschaft, die sich früher oder später enttäuscht abwendet. Man kann sie verstehen.

## Grenzerfahrung

# Schuld ist der Konjunktiv

Barbara Hofmann

Der Sprachkolumnist Bastian Sick schreibt über den Konjunktiv: «Die Beherrschung des Konjunktivs ist eine wesentliche Voraussetzung für eine Laufbahn im Journalismus. Oder - konjunktivisch ausgedrückt - sie sollte es sein.»

Die Redaktoren des SBB-Magazins «Unterwegs» scheinen jedoch die Schule geschwänzt haben, als der Konjunktiv behandelt wurde. Sonst wäre in ihrem Artikel über das Tessin in der italienischen und der französischen Fassung des Magazins nicht der Indikativ «soll», sondern der Konjunktiv «solle» gestanden. Der ganze Satz lautete so: «Das Areal des Industriewerks Bellinzona soll umgenutzt werden und sich zu einem Stadtquartier entwickeln.» Die Tageszeitung «Corriere del Ticino» griff diese Zeilen auf und interpretierte sie als endgültiges Ende des 128-jährigen Industriewerks.

Das war Öl ins Schwelfeuer der Arbeiter und Angestellten der *Officine*, wie sie auf Italienisch heissen. Denn ihre Zukunft ist wieder einmal ungewiss. Über die laufenden Verhandlungen zwischen dem Kanton Tessin, der Stadt Bellinzona und den SBB herrscht wenig Transparenz. Zwar beeilen sich die SBB gleichentags mit einer Presse-

mitteilung zu betuern, das Ganze sei ein Missverständnis, es sei lediglich bei der Übersetzung ein Konjunktiv verloren gegangen. Doch der Schuss war draussen, und so ging es den SBB mit ihrem verlorenen Konjunktiv fast wie Mani Matter im Lied «I han es Zündhölzli azündt»: Aus dem kleinen Versehen entwickelte sich tatsächlich ein grosser Brand.

Betriebsversammlungen und Pressekonferenzen folgten, in denen das «lächerliche und provozierende Verhalten» der SBB angegriffen wurde. Die Spannung schien plötzlich so gross wie damals beim Streik im Jahr 2008. Hätte Andreas Meyer in diesen Tagen das Industriewerk betreten, wäre er wohl wie vor knapp zehn Jahren mit Schimpf und Schande davongejagt worden. Die Linke im Grossrat forderte in einer Motion, dass Stadt und Regierung aus den Verhandlungen mit den SBB aussteigen sollten.

Etwas muss man den SBB lassen. Sie haben eine unglaubliche Begabung in der italienischen Schweiz in jeden Fettnapf zu treten. Oder vielleicht eher: Sie verhalten sich wie der Elefant im Porzellanladen, der sich der ihn umgebenden Sensibilitäten keinen Moment bewusst ist. Im Fall des verlorenen Konjunktivs sei Andreas Meyer geraten, sich andere Übersetzer zu suchen. Das wäre die günstigere Variante. Oder aber - sollte der Fauxpas nicht ganz unabsichtlich erfolgt sein - sich Berater in interkultureller Kommunikation zu holen. Das wäre dann entschieden teurer.

Barbara Hofmann leitet das Tessiner Büro der Schweizerischen Depeschagentur.